Unübersetzbares Schweizerdeutsch

Autor(en): **Greyerz, Otto v.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **8 (1924)**

PDF erstellt am: **27.11.2018**

Persistenter Link: http://doi.org/10.5169/seals-419566

Und Lysli händ si über d' Nacht
Vil tusig Blüemli füre gmacht;
Si güggsled gwunderig umenand
Und freued si am schöne Gwand....

Appenzell. Johannes Merz, De Chilhof (Der poetische Appenzeller).

Jez isch der Sonntig wider do,
Chomm, Bueb, mer wend zom Chilhof goh;
'S goht no e Wyli hee, bis 's lüüt,
Ond so e Gängli schadt au nüd.
Gsiehst Totechöpf ond Totebää,
Send's Heeren oder Puure gsee?
Sewie, Bueb, gsiehst no näbis dra,
Wora mer's no erchenne cha?...

Basel. Dominik Müller, Der Rhy (Neue Verse).

Fir gwehnlig goht er kraftvoll still sy Wäg
Und prachtvoll grien an goldige Summerdäg,
Er ruuscht vo Lyt und Zyte, wo verschwunde,
Und macht sy mächtig Gnei am Minster unde.
Er bringt au Grieß von unseren Aidginosse,
Zwor niemer git druff acht, men isch dra gwehnt,
Aß är mit syner Gegewart d' Stadt verscheent,
Und syni Ufer sind fast ganz verlosse.

Wie die Kenntnis des Schweizerdeutschen das Sprachverständnis erleichtert.

Wir Deutschschweizer sind ein allbekanntes Beispiel dafür, daß die Sprachgewandtheit, insbesondere die mündliche Beherrschung der Schriftsprache, durch den Gebrauch einer mundartlichen Umgangssprache beeinträchtigt wird. Weniger allgemein hat man eine Vorstellung davon, wie anderseits die Vertrautheit mit einer Mundart das Sprachverständnis in hohem Grade fördert. Darum möchte ich es für das Schweizerdeutsch an einigen Beispielen zeigen.

Das Schweizerdeutsch hat im wesentlichen den Lautstand des Mittelhochdeutschen, es hat aber auch eine große Zahl von Wörtern, die im Schriftdeutschen nicht mehr oder doch nicht mehr in der ursprünglichen Bedeutung vorhanden sind, lebendig bewahrt. Darum findet sich der Deutschschweizer im Mittelhochdeutschen leichter zurecht als die nur der Schriftsprache Kundigen; er ist aber diesen gegenüber auch im Vorteil in der Beurteilung und Deutung vieler neuhochdeutscher Wörter.

Für den nur in der Schriftsprache Heimischen gehören **Leid** und **leiden** ebenso selbstverständlich zusammen wie etwa Hammer und hämmern, Streit und streiten; der Schweizer dagegen schließt aus seiner Mundart, in der Leid ebenso, leiden aber lide heißt, auf verschiedene Herkunft der beiden Wörter, und die Wortforscher geben ihm Recht. Der Schweizer hält auch die in der Schriftsprache gleich lautenden Wörter **Weide** »Futterplatz« und **Weide** »Baumart« auseinander; jene nennt auch er Weid, diese aber Wide. Für ihn besteht daher auch kein Zweifel, welcher der beiden Weiden Ableitungen zuzuweisen sind, und der Irrtum, dessen selbst ein Jakob Grimm bei der Deutung des Wortes **Weidling** »Fischerkahn« fähig war, wäre einem Schweizer nicht begegnet. Grimm hielt den Weidling für »ein aus Weiden geflochtenes leichtes Fahrzeug«. Wäre das richtig, so müßte das Wort schweizerdeutsch Widlig heißen; es lautet aber Weidlig und kann somit nur von Weide »Futterplatz«, älter auch »Futter, Speise« abstammen und ein zur Nahrungssuche gebrauchtes kleines Schiff bezeichnen.

Einige weitere Beispiele mögen zeigen, wie altes Sprachgut in seiner Mundart dem Schweizer zum Verständnis neuhochdeutscher Wörter verhilft. Das Eigenschaftswort **kalt** nennt Weigand-Hirt »eine altertümliche passive Partizipialbildung auf -t zu anord. kala, agſ. calan ‚frieren'«. Er hätte wie Kluge an unser schweizerisches **chale** erinnern dürfen. Wenn z. B. Bratenbrühe beim Erkalten gerinnt, so »chalet« sie in unserer Redeweise. Wer **sehr** und **Rumpf** nur in der neuhochdeutschen Bedeutung kennt, wird von ihnen vergeblich eine Brücke zu **versehren** und zu **rümpfen** suchen. Dem Schweizer aber, dem **sehr** noch in der ursprünglichen Bedeutung »wund«, namentlich »wund gerieben« geläufig ist und der schlottrigen Strümpfen und zerknitterten Kleidungsstücken vorwirft, sie hätten **Rümpfe**, d. h. Falten, sind die beiden Zeitwörter völlig klar. Den Einwänden mancher Sprachforscher zum Trotz meint er auch, in seinem **blutt** »nackt, bloß« die Erklärung für blutjung und blutarm finden und die Redensart »einen im Stiche lassen« von der üblen Erfahrung eines Fuhrmanns herleiten zu dürfen, den die Hilfe gerade in einem **Stich**, d. h. einem steilen Wegstück, verläßt. (Vgl. Zeitschr. 1910 Sp. 210 ff.) Für uns, die wir beim Metzger **Beine** und nicht Knochen als Zuwage erhalten, sind auch Beinhaus, Fischbein und Falzbein und die Gebeine nicht so rätselhaft, wie für unsere Sprachgenossen, denen Beine nur als Gehwerkzeuge bekannt sind, und die Bedeutung des englischen Wortes bone bereitet uns gar keine Schwierigkeiten.

Das führt uns auf schweizerdeutsche Anklänge in fremden Sprachen. Aus dem Englischen erwähne ich to jump (hüpfen), schwzd. gumpe, godfather und godmother (Gevatter, Gevatterin, Pate, Patin), schwzd. Götti und Gotte, ham (Lende), in manchen Teilen der Schweiz Hamme, little, appenzellisch lützel, to kneel, schwzd. chnüle (knieen). Wenn französisches laid (häßlich) und fourbir (putzen) als germanische Lehnwörter bezeichnet werden, so erkennen wir die Quelle in unserm leid, das den Sinn von mißlich ausdrücken kann, und in fürbe für schriftdeutsches kehren. Umgekehrt verrät uns unser »rundament« die französische Abstammung des deutschen Lehnwortes rund.

Müßte ich nicht Widerspruch befürchten, wenn ich Fremdlinge wie Gû, honett, furibund, Paraplü, proper, Chüngel, Fazenetli usw. für die Mundart als Lehnwörter und nicht als Fremdwörter bezeichne, so könnte ich dartun, wie sie uns die Erlernung fremder Sprachen erleichtern; allein dazu fehlt mir »s' Guraschi«, denn wenn mich einer darum einen Fremdwörtler schelten sollte, würd' ich's »uf's Puntenöri neh« (point d'honneur).

St. Gallen. Paul Oettli.

Unübersetzbares Schweizerdeutsch.

Es wäre dem Raum von zwei oder drei Spalten angemessener, das aus dem Schweizerdeutsch Übersetzbare zusammenzustellen: seelenlose Zahlwörter, Fürwörter, einige Umstandswörter, logisch-grammatische Formwörter und vielleicht auch einige farblose Ding- und Zeitwörter. Aber eben nur Wörter, höchstens noch ganz nüchterne Aussagesätze, die gedruckt so gut sind wie gesprochen. Sobald jedoch die Sprache tönt und lebt, also eigentliche Sprache ist, nicht bloße Begriffssprache und Mathematik, auch nicht bloße Sprachschrift, — was ist dann übersetzbar? Welches Wort mit schweizerischem Eigenklang könnte durch ein schriftdeutsches wiedergegeben werden? Wie anders tönt nur schon Vater, Mutter, Bube, Kind neben Vatter, Mueter, Bueb, Chind! Und nun gar neben Atti, Müeti, Büebel, Gof! Oder Großvater neben Großatt, Urgroßvater neben Urähni! Und wenn man sich erst mit Umschreibungen behelfen muß! Was ist eine Brente? In der Schweiz weiß es jedes Kind; weiß es nicht nur, sieht es greif-

bar vor sich, und zwar je nach landschaftlichem Brauch verschieden. Die Erklärung bei Weigand lautet: kufenartiges hölzernes Gefäß mit niedrigem Rande. Das stimmt aber nach vorherrschendem Sprachgebrauch zur Gepse, niederdeutsch Satte, nur auf beschränktem Raum zur Brente. Man errät schon aus diesem Beispiel die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, ein Schweizerwort von landschaftlich ungleicher Bedeutung schriftdeutsch zu umschreiben, geschweige zu übersetzen.

Unübersetzbar sind also vor allem die schweizerdeutschen Namen für Sachen, die in der Schweiz ihre einzige oder hauptsächliche Heimat haben und hier nicht einmal eindeutig gebraucht werden; Ausdrücke aus der Alp- und Milchwirtschaft, wie z. B. eben die Namen für Milchgefäße: außer Brente und Gepse noch Melchter, Tause, Muttle, Bocki, Tutel, Folle, Lagel, Stande u. a.; oder für verschiedene Arten, besser Abarten des Käses: Ploderchäs, Biser-, Gugger-, Spalle- oder Sprinz-, Schmätter- oder Lutschchäs, Chitzichäs, Tommen und Wigger. Dann die unzähligen Ausdrücke, die wir der scharfen Naturbeobachtung der Älpler verdanken, z. B. für die verschiedenen Eigenschaften des Schnees. Der Grindelwaldner unterscheidet balliga, trättiga, treeliga Schnee, Schnee wo si stolled, pludriga wird, anderseits graisteta, grusteta, chächa, uberschoßna, (beim Föhn) gureta Schnee. Wer übersetzt das? Oder man versuche es mit seinen Ausdrücken für die verschiedenen Stärkegrade des Regens: e Steipeta, e Spritzeta, es Schittelli, es Rägelli, e Schmeizeta, e Schitti, e Schuur, e Gutz. Unzählig und auch für uns heute nicht scharf auseinanderzuhalten sind die Namen für all die Bergformen des Voralpen- und Hügellandes: neben den leicht verständlichen Hubel, Hoger, Büel, Halde und Flue auch Chnubel, Chnolle, Galm, Gütsch, Gupf, Tschugge, Chipf, Chapf, Gumm, Wang (nicht = Wand), Egg, Nolle, Balm u. a. Wie blaß, verschwommen wird manches dieser Wörter in der Übersetzung!

Wie alle Mundarten ist auch das Schweizerdeutsch unerschöpflich in spöttischen, meist lautsinnbildlichen Bezeichnungen lächerlicher Menschenarten. Die vornehme Schriftsprache verstummt da in ihrer Armut, wogegen die Mundart so recht in ihrem Element ist. Für eine dicke, schwammige, dazu träge oder nachlässige Weibsperson verfüge ich allein schon über acht berndeutsche Titulaturen: e Plodere, Pfludere, Plättere, e Tuntle, e Pflute, e Müesle, es Pflaag, es Pflaatsch. Den männlichen Waschlappen dagegen, den Hasenfuß und Leisetreter, kenne ich unter sechserlei Namen von ungleichem Wert: als Höseler, Plöterler, Schlotterbeck, Schlufi, Plaasti und Hösi.

Groß ist die Auswahl schallnachahmender Zeitwörter im Schweizerdeutschen. Wer in die Lage kommt, sie ins Schriftdeutsche übersetzen zu müssen, z. B. in einem Mundartwörterbuch oder auch als Deutschlehrer, muß Zeit und Geduld haben; aber auch mit Zeit und Geduld wird er vielleicht die Waffen strecken vor: chräschle, sprätzle, chirble, pfuse, pfludere, pfurre, brätsche, tätsche, chläpfe, chnätsche, gire, gixe; dazu die vielen aus Zeitwörtern abgeleiteten Begriffsnamen ohne Ableitungssilben wie Brätsch, Tätsch, Chlapf, Gix, Platsch, Geuß, Stupf, Sprutz — alle männlich — sowie die sächlichen Sammelnamen mit der Vorsilbe Ge-, die aber durch Angleichung häufig verschwindet: es Gflotsch, es Gchafel, es Gchär, es Gjufel, es Gjenk, es Gstürm, Glamaasch, Tamp, Priegg, Zaagg, Trätsch usw. Oder die weiblichen Sammelwörter auf -ete: e Tischete (Tisch voll), Stubete, Bärete (Schubkarre voll), Charete, Tröschete, Gablete, Schuflete (Schaufel voll), sowie überhaupt mannigfach gebildete Hauptwörter mit dem Sinn der Menge, des Haufens, angefangen mit Hampfel (Handvoll), Arfel (Armvoll), dann, den Begriff steigernd und unterscheidend: Schübel, Wüüsch, Rustig, Gräbel, Räblete, Robete, Chuppele, Tschupp, Harst.

Eine harte Nuß für den Übersetzer sind auch die vielen Zeitwörter, die eine hastige, geschäftige oder auch schmutzige Tätigkeit der Hände bezeichnen, wie fingerle, niggele, niffele, chnüble, gäggele, bäschele (etwa = basteln); nusche, wusche, nüele, gusle, chosle, geutsche, chaare, schlaargge, tangge. Für klopfen, pochen (mit der Hand) kenne ich allein aus dem Berndeutschen acht Wörter mit deutlichen Unterschieden des Grades und der Art: pole, popple, topple, chnode (mit dem Knöchel auf den Tisch), hosche (um Einlaß anklopfen), chlöpferle, böpperle, (immer leiser) döppele.

Die letzten Beispiele mahnen uns an die Ausdruckskraft der Verkleinerung, die im Schweizerdeutschen so mannigfache und reizende Spielarten aufweist. Halten wir uns nur noch an die Zeitwörter! Was wird im Schriftdeutschen aus dem zierlichen, kindlichen tänzerle, lüegele, güggsle, güggele, gspäßle, rößle, wägele? Was aus frägle, förschle, sprächle, föpple, päckle? Im Wallis tadelt eine Mutter ihre allzu gemächlich spinnende oder windende Tochter: Das ischt nit; du spinzärlust u winzärlust numa! Unerschöpflich im Ableiten zielloser Zeitwörter von Dingwörtern ist unsere Mundart noch heute. Tätigkeiten, die mit Garten, Kohl, Sand, Honig usw. zu tun haben, heißen gartne, chöhle, sande, hungge, haage, zuune, pfaade, straße, chirse, nusse, öpfele usw. Bei den Haaren nehmen heißt einfach haare, bei den Ohren: ohre. Neuschöpfungen gibt es da jederzeit. Unlängst hörte ich das Wort chlemmbiise: einem das Klemmgebiß anlegen, bildlich: ihn bändigen und Mores lehren; ähnliche Zusammensetzungen sind z. B. großhanse, trüebsale, armüetele, hochmüetele, schmalbarte. Wer übersetzt dürestiere, ermunele (wie ein Muni, d. h. Stier etwas ertrotzen wollen), gnüegele, fürehöhnele! Wie gedrungen ist der Ausdruck in den unpersönlichen Ableitungen von Haupt- und Beiwörtern: es warmet, chuelet, stillet, suberet, es wohlet eim, es baaset eim, und im Sinn von ergiebigem Ertrag: es chornet brav (gibt reichlich Korn), es strouet, es garbet, saftet, chorbet und sacket (füllt Körbe und Säcke).

Der Reichtum an Ableitungsformen mit seinen Abschattungen gefühlsmäßiger Bedeutung zeigt sich so recht bei den Personennamen. Dem hochdeutschen Rosa, Rose, Röse, Röschen, Rosette stehen gegenüber: Rosali, Rose, Rosi, Röse, Rosle, Rösle, Rösi, Roseli, Röseli, Rosette, Rosetti, Rosettli, Rosetteli. Auch Gattungsnamen können so vielgestaltig auftreten und den Übersetzer in Verlegenheit bringen, z. B. die Spielformen für Mädchen: Meitli, Meitschi, Meitle, Meite, Meiti, Meiteli, Meigge — von der zärtlichen Liebkosung bis zur burschikosen Neckform.

Was aber den Schweizer, wenn er Schriftdeutsch spricht oder schreibt, am meisten verwirrt, das sind die unübersetzbaren Redeteilchen (Partikeln), die seine mundartliche Rede durchziehen und der nackten logischen Aussage die Stimmungswärme geben, wie das Sonnen- oder Lampenlicht einem sonst kalten, gleichgültigen Zimmer. Ich meine all diese halt, drum, neue, afe, nadisch, allwäg, goppel, wäger, emel, doch de, glich, öppe, ächt, sei usw., ohne welche die allergebräuchlichsten schweizerdeutschen Wendungen dahinfallen müßten. Man könnte nicht mehr sagen: I weiß doch neue nid . . . Es isch mer doch de no gsi . . . Das chunt mer jitz wäger echli stotzig . . . Es het mi gwüß afe bald glustet . . . Das isch jitz emel o!

Aber das sind ja alles nur Wörter und Wendungen, und eine Sprache ist kein Wörterbuch und keine Phraseologie, sondern ein Strom von Sprachlauten, in deren Stimmbewegung sich unwillkürlich und sinnbildlich ihr tiefstes Wesen offenbart. Man müßte den Tonfall eines »Eh, gscheih nüt Bösers!« ... »Bhüet di Gott und zürn mer nüt!« oder eines »Öppis Dumms eso!« ... und »Ja wole, dir wett=i chüechle!« übersetzen können, um die Seele der Mundart wiederzugeben. Allein hier hat alle Übersetzungskunst ein Ende.

Bern. Otto v. Greyerz.

Mundartliches bei Schweizer Schriftstellern.

In seiner Abhandlung »Über die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart« rühmt Ludwig Tobler die Kunst Gottfried Kellers, der die von Bitzius (Jeremias Gotthelf) bevorzugte Mischung verschmäht habe. Keller schreibt an Storm, daß man nur in der einen und allgemeinenSprache schreiben sollte. Aber bezeichnet nicht gerade der Schleswig-Holsteiner alles seinem Lande Eigentümliche, besonders was mit dem Meere zusammenhängt, niederdeutsch? Dem »Schimmelreiter« schickt er ja selbst ein Wortverzeichnis voraus. Wie verhalten sich die neueren, z. T. noch lebenden Schweizer Schriftsteller zu ihrer Mundart? Bitzius geht von der Schriftsprache aus; diese ist aber in Wortschatz, Wortform, Satzbau und Stil durch und durch mundartlich gefärbt.[1]) Doch sei eine treffende Bemerkung des jüngst verstorbenen Prof. Dr. Ferdinand Vetter erwähnt, daß nämlich bei Bitzius die Hauptbegriffe in dem kräftigen Ausdruck der Volkssprache erscheinen. So hat die auf den ersten Blick willkürliche Sprachmischung doch einen tieferen Grund. Dasselbe ist teilweise bei den neueren Schweizer Schriftstellern der Fall.

Einer der sprachreinsten Dichter ist K. F. Meyer; aber auch er flicht, gewiß mit vollem Bewußtsein, mundartliche Ausdrücke in seine Rede, z. B. das unpersönliche Zeitwort »es beelendet mich« für »es dauert mich«. Ähnlich braucht G. Keller vereinzelt schweizerische Wörter, z. B. äufnen für mehren, zutun für anschaffen.

Karl Spitteler, der sich auch im Umgange mit Schweizern der Schriftsprache bedient, — ein ganz vereinzelter Fall — verschmäht trotz seiner kunstvollen Ausdrucksweise doch keineswegs Anleihen aus der Mundart, auch nicht in dichterischen Werken von höchstem Stil wie im Olympischen Frühling, z. B. batten (nützen), Waibel, ein Hämpflein (eine Hand voll). In den »Jodelnden Schildwachen«: »Drauf bog er um den Albisrank«. — »Seht ihr das Rathaus dort am Stutz?«.

Besonders zahlreich finden sich mundartliche Wendungen bei solchen Schriftstellern, die das Landleben, also das ursprünglichste Volkstum, schildern, wie Meinrad Lienert, Alfred Huggenberger, Ernst Marti, zum Teil auch Jakob Boßhart, Isabelle Kaiser u. a., dann auch bei solchen, die mit Vorliebe schweizerdeutsch schreiben, wie Rudolf v. Tavel, Simon Gfeller. Aber auch Maria Waser, die in Zürich wohnende Bernerin, die meist städtische Verhältnisse schildert, bedient sich oft der Mundart mit vollem Bewußtsein und in künstlerischer Absicht; dasselbe ist von dem aus dem Aargau stammenden Adolf Frey zu sagen. Mehr unwillkürlich sind mundartliche Eigenheiten bei dem Berner Albert Steffen und dem Basler Paul Siegfried. Dagegen ist die Sprache Ernst Zahns, J. C. Heers, H. Federers im allgemeinen rein.

Ohne auf die einzelnen Schweizer Mundarten einzutreten, können wir unterscheiden:

1. Mundartliche Wortbiegungen wie: Kösten (Huggenberger), wegen selben (Esther Odermatt).
2. Mundartliches Geschlecht, z. B. der Bauerngewerb (Huggenberger), das Tunnel (Ermatinger), am Nasenspitz (Steffen)
3. Mundartliche Wortformen, z. B. Maitli (Lienert), Tubak (M. Waser), das Bratis = der Braten (v. Tavel).
4. Mundartliche Wendungen wie: Es hat noch immer Blumen drin gehabt = sind . . . gewesen (Lienert), einem wüst sagen = einen schelten (Ad. Frey), Hudel und Habe verlieren (Boßhart).
5. Mißverständliche Wörter, d. h. solche, die in der Mundart einen andern Sinn haben als in der Schriftsprache, wie lernen für lehren (Lienert), lehren für lernen (Steffen), vergönnen für mißgönnen (Js. Kaiser).
6. Mundartliche Wörter, die ohne Erklärung gebraucht werden: eineweg für dennoch (Huggenberger), Tolken für Klecks (M. Waser), störenweise für »periodisch« (v. Tavel).
7. Mundartwörter mit Erklärung: Bungert für Baumgarten, Hofreite für Hofraum (Boßhart).

Von dem mundartlichen Reichtum an Schallnachahmungen und anschaulichen Ausdrücken, an Kraftwörtern und Verkleinerungen bieten auch unsere Schriftsteller eine große Auswahl.

Bern. Heinrich Stickelberger.

[1]) Näheres in meiner Abhandlung über »Die Sprache Gotthelfs« in den Mitteilungen der »Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich« Heft II, 1897.

Schweizerdeutsche Ausdrücke für Naturerscheinungen.

Naturerscheinungen empfindet das phantasievolle Volk mit Vorliebe menschlich oder dämonisch, gerade wie Dichter, und häufig stärker und wirklicher als diese. In abgelegenen ländlichen und gebirgigen Gegenden ist sogar der alte Mythos noch jetzt zu Hause, z. B. der Glaube an die wilde Jagd oder Wuotans Heer, Wüetis Heer, 's wüetig Heer, besonders als Vermenschlichung des Gewitters und des Sturmes. In Graubünden findet man besonders die verwandte Erscheinung des Toote(n)-Volkes oder Nacht-Volkes, ferner die Berg-Mannli, Wild-Mannli und Nebel-Männli. Auch die Windsbraut spielt noch da und dort eine Rolle: der Wirbelwind gilt als Wirkung einer Hexe, die sich in seiner Mitte aufhält, der Winds-Braut oder Wind-Häx. Am Walensee läßt der Buscheler, Büscheler seinen Ruf busch, busch oder büüsch, büüsch hören, der Sturmwind, der als Vorbote eines Unwetters durch die Felsen, Wettertannen und Sennhütten fährt.

Auch in mehr oder weniger scherzhaften Namen und Wendungen mögen mythische Vorstellungen nachklingen. Auf jeden Fall sind es Zeugnisse für vermenschlichende, künstlerische Auffassung der Natur. Der Napf-Hans ist im Entlebuch der Wettergeist des Berges Napf; der Wätter-Hans im Zürichbiet die Kuppe des Speers als Verkünder des Wetters. Allenthalben kennt man die Wetterregel vom Hut oder Degen oder Kragen eines Berges. Das von Ritzinen herstürmende Hagelwetter nennen die Walliser den Ritzi Bueb. Große Schneeflocken, wie sie besonders etwa im April fallen, sind mancherorts Bättel-Buebe(n) oder Bättler; das zerfetzte Aussehen wird dazu Anlaß gegeben haben. Blaue Flecken bei allgemein bewölktem Himmel heißen im Zürichbiet scherzweise